

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 79=99 (1933)

Heft: 9

Artikel: Die Wehrreform : einleitendes Referat, gehalten an der Sitzung des
erweiterten Arbeitsausschusses am 7. Mai in Aarau

Autor: Bircher, Eugen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-11721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Per quei camerati che arriveranno già sabato a Zurigo, avranno luogo delle rappresentazioni speciali nel teatro della città di Zurigo e Schauspielhaus. Ci vennero assicurate delle riduzioni sui prezzi. Anche gli altri locali di ritrovo provvederanno a rallegrare la serata. La carta della festa darà tutte le indicazioni necessarie in merito.

Gli alberghi di Zurigo che accordano agli ufficiali delle riduzioni sui prezzi degli alloggi figureranno sulla carta della festa. Verrà pure allegato un piano della città coll'indicazione dei differenti locali e piazze di parco per le automobili.

Aarau e Zurigo, in luglio 1933.

Per il comitato della società svizzera degli ufficiali:

Colonnello *E. Bircher*, Presidente centrale,

Capitano *F. Hagenbuch*, Segretario centrale.

Per il comitato della società degli ufficiali del cantone di Zurigo:

Tenente-colonnello *H. von Schulthess*, Presidente,

Capitano *H. Mettler*, Segretario cantonale.

Die Wehrreform.

Einleitendes Referat, gehalten an der Sitzung des erweiterten Arbeitsausschusses am 7. Mai in Aarau, von Oberst *Eugen Bircher*,
Präsident der S. O. G.

III.

Ausbildung.

(Einleitung.)

Hier möchten wir vorausschicken, was General *Wille* 1904 bezüglich eines neuen Wehrgesetzes gesagt hat. Das gilt heute noch mehr denn je. Wohl nie ist eindrucksvoller die grosse und schwere Verantwortung des Offiziers umschrieben worden, als in nachfolgenden Sätzen des *Generals Wille*.

«Vorzusorgen, dass die Behörden nicht wiederum in berechtigter Furcht vor der Sachunkunde des Souveräns gezwungen sind, *etwas Halbes* vorzulegen, ist die Pflicht der Offiziere. *Wenn die Offiziere dies nicht erkennen, wenn sie mehr oder weniger apathisch in orientalischer Unterwerfung unter das Fatum zuschauen, was kommt und wie es kommt, dann sind sie auch nicht fähig und würdig, im Krieg zu führen, denn es fehlt ihnen Neigung und Fähigkeit, sich Rechenschaft zu geben über das Mass der Verantwortlichkeit, welche ihnen im Kriege obliegt.* Sie denken dann überhaupt bei ihrem ganzen Militärdienst im Frieden gar nicht ernsthaft an den Ernst des Krieges. Diejeni-

gen aber, die das doch tun, und doch nicht in sich den Beruf fühlen, mit allen Kräften für die Möglichkeit eines wirklich guten, wirklich genügenden Wehrgesetzes zu kämpfen, denen fehlt überhaupt der innere Glaube an die Miliz. Etwas ganz Vollkommenes kann man in unserer unvollkommenen Welt allerdings nie erreichen. Konzessionen an Verhältnisse, an menschliche Neigungen und Schwächen muss man immer machen, aber es dürfen nie solche sein gegen das eigene Gewissen und wenn die Dinge weniger gut herauskommen als sie sollten, so darf man nicht sich den Vorwurf machen müssen, etwas versäumt zu haben. Mag es in einem Kriege gehen wie es will, es stirbt sich leichter und man überlebt auch leichter das Unglück seines Landes und den Zusammenbruch des eigenen Ansehens, wenn man sich frei weiss von Schuld, wenn man, soweit die eigenen Kräfte reichen, alles getan hat, damit das Land die furchtbar ernste Probe bestehen kann.

Dieses Denken muss für die Führer aller Grade und Stellungen in der Armee das Leitmotiv zur Förderung der Hauptaufgabe des kommenden Jahres sein: der Einführung einer neuen Wehrverfassung. Nicht bloss müssen wir dafür alles einsetzen, damit wir überhaupt ein neues Gesetz bekommen, sondern auch *damit es das gute Gesetz sei, das wir haben müssen.*»

Nur in diesem Sinne darf und muss an die Wehrreform herangegangen werden. Die schwere allgemeine innere und aussenpolitische Not der Zeit gebietet uns, in unserem Denken und Handeln *nur* diesem Ziele einer wahren Wehrreform zuzustreben, und dieses Ziel kann nur lauten, zu einem vollen *Kriegs-genügen* — *nicht nur Kriegsbrauchbarkeit* — zu gelangen. Alles andere, nur Halbheiten, muss als zwecklos oder gar gefährlich bekämpft und beseitigt werden. Gefährlich ist es, durch gewisse Massnahmen, z. T. oft recht nebensächlicher Natur, wie z. B. die Kragenlitzen der Uof. und die Hosenstreifen der Br. Kdtn., etwelche Fortschritte der staunenden Menschheit vorzumachen u. a. m., oder aber dem eigenen Volke und der Armee mit einer ungenügenden Ausrüstung wie Ausbildung, die aber gewisse Ansätze einer Kriegsbrauchbarkeit erkennen lässt, ein *Kriegs-genügen* in unheilvoller Weise vorzutäuschen und in den Glauben einer genügenden militärischen Sicherheit einzulullen. Der Krieg, dieser furchtbar rohe Geselle, diese gewaltsame dämonenhafte Naturerscheinung, kennt keine Kompromisse, keine pazifistischen Theorien, keine antimilitaristischen Gedankengänge. Als apokalyptischer Reiter schreitet er blind wütend über Volk und Land einher, keinen verschonend, alles sengend und zerstörend. Ihn mit einem so stark als nur erreichbaren Schutzdamm von unserer Grenze abzuhalten, das muss das redliche Bestreben eines jeden Schweizerbürgers sein. Der sachkundige Offizier aber muss —

wie bei der Wildbachverbauung der sachkundige Ingenieur — derjenige Mann sein, der sagt, wie dieser Staudamm beschaffen sein muss. Dieser Staudamm darf aber nicht wieder wie anno 1870/71 und 1914/18 derartige Fehler und Mängel aufweisen, dass nicht die grösst erreichbare Sicherheitskomponente vorhanden ist. Bei der heutigen hochgespannten politischen Atmosphäre ist die Gefahr viel zu gross, dass der Spannungsdruck nicht zu einem Bersten an der schwächsten Stelle des europäischen Heizkörpers führen könnte. Die Konstruktion dieses Staudammes — die Franzosen haben wohl einen mustergültigen Ring in Grenzfestungen technischer Natur um ihren Leib gelegt — kann besonders bei einem kleinen Lande mit geringer Ausdehnung des operativen Gebietes nicht von kurzer Hand in letzter Stunde errichtet werden. Ist dieser Damm nicht von langer Hand vorbereitet, ergänzt und immer wieder verbessert und verstärkt, so wird er die durch die Technik erhöhten Spannungen nicht aushalten. Bei der Lage unseres Landes kann dieser Damm nach dem heutigen Stande der Kriegstechnik nur bei Inanspruchnahme *aller* Kräfte dauernd den höchsten Grad von Sicherheit erreichen. Hiezu gehört das nachhaltige Einsetzen der Offiziere auch als Bürger für einen zeitgemässen vollkommenen Ausbau der materiellen wie auch geistigen Landesverteidigung. Dass der den Tatsachen frei ins Auge blickende Offizier hierbei nicht ganz ohne Sorgen und schlaflose Nächte sein kann, wird für jeden, der sich wahrhaft ins *Wesen des Krieges*, in seine moderne Form eingearbeitet hat, und der nicht an einer nationalen Selbstüberhebung in militärischen Dingen leidet, wohl klar sein.

Auch der Hinweis auf die eigenartige Bildung des Terrains unseres Landes, das sich für die Verteidigung ja in der Tat ausgezeichnet eignet, darf nicht als zu hoch bewertet werden und als Beruhigungsspiel bis zur vollkommenen geistigen Verstopfung abgegeben werden.

Denn die moderne Technik hat viel von den Schwierigkeiten des Geländes im Hoch- wie Mittelgebirge genommen oder gar ganz zum Schwinden gebracht, das hat der Weltkrieg nur allzu deutlich gezeigt.

Des weitern kommen alle die Vorteile unserer Geländekonfiguration nicht nur uns, sondern ebenso sehr einem ev. Gegner zugute, wenn wir *nicht* imstande sind, diesen schon an oder gar jenseits der Grenze abzuhalten. Dies können wir aber nur bei einer ebenso vortrefflich geschulten wie ausgerüsteten Armee, die höchste Beweglichkeit bedingt, tun, wobei auch die *Führungsprobleme* restlos gelöst werden müssen.

Diese sogenannten Vorteile unserer Terrainkonfiguration, gerade bei ihrer militärischen Schwierigkeit, bedingen aber eben-

falls, dass die Truppe für die Benutzung dieses Terrains in vollkommen genügender Weise geschult wird. Dies fordert eine *gründliche* Ausbildung des einzelnen Kriegers, noch mehr aber des Führers aller Grade, in der Kenntnis dieses Geländes. Es gehört militärisch zu den allerschwierigsten Aufgaben, die Tücken des Geländes weitgehend zu verwerten. Diese Aufgaben auch nur einigermaßen zu lösen, kann nur bei steter geistiger und körperlicher Uebung von Truppe und Führung erwartet werden, aber nicht in temporärer Kenntnissnahme.

Dabei darf wohl angenommen werden, dass Truppe und Führer anderer Staaten, insbesondere letztere mit ihrer Kriegserfahrung, zum mindesten — ohne die vortrefflichen soldatischen Eigenschaften unseres Volkes zu schmälern, soweit sie nicht durch Pazifismus und Antimilitarismus gefährlich angekränkt sind — in der Ausnützung dieses Geländes, in Schulung und Ausbildung uns ebenbürtig sein dürften. Eine gewisse Ueberheblichkeit in diesen Dingen ist zum mindesten so gefährlich, wie die *Ueber-* oder *Unterschätzung* jeglichen Gegners.

Gerade aber die Schulung für die taktische Defensive in unserm Gelände verlangt grosse Anforderung an Truppe und Führer aller Grade. Sie verlangt Abstreifen alles und jeden dilettantischen Wesens und völlige Zielgebung im Hinblick auf Kriegsgenügen. Sie ist eines der schwierigsten Kapitel der Schulung des Heeres.

Bleibt noch die Frage der *Bündnismöglichkeit* in einem Kriege. Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass wir ja kaum je allein Krieg führen werden, und dass wir nur solange den Feind aufzuhalten hätten, bis ein mächtiger Nachbar uns zu Hilfe eilen würde. Wir halten diese Auffassung aus verschiedenen Gründen für gefährlich.

Zunächst kann die Auffassung, ein Mächtiger müsse uns zu Hilfe eilen, bei einem Teile des Volkes den falschen Glauben erwecken, erstens dass wir gar nicht selber imstande seien, Ehre, Unabhängigkeit und Freiheit des Landes zu wahren. Eine solche Anschauung muss zu einem gewissen Kleinmut, einem gefährlichen Defaitismus führen, und in seiner Konsequenz dazu, dass man glaubt, einem Mächtigen die Wahrung unseres Landes überhaupt überlassen zu müssen. Zweitens hätte sofort diese Mutmassung die Frage zur Folge, wer denn eigentlich dieser Mächtige sein dürfte. Solche Mutmassungen aber müssten im Frieden von den gefährlichsten innerpolitischen Folgen begleitet sein. Jegliche Bündnispolitik hat in unserer Geschichte noch immer zum Schaden unseres Landes ausgeschlagen.

Wohin eine solche Politik führt, und führen kann, wenn man auf die Verträge mit andern sich verlässt und sein Heer vernachlässigt, das hat in tragischer Weise Belgien erfahren, wie dies so eindrucksvoll an Hand der Erinnerungen des Generals Galet in der vorletzten Nummer unserer Zeitschrift dargelegt worden ist.

Im Burgunderkriege sind die Eidgenossen von Kaiser und Reich schmäählich, als Glied des Reiches selbst, im Stiche gelassen worden, und 1798 standen sie ebenfalls allein auf weiter Flur den Franzosen gegenüber. Aus unserer eigenen Geschichte könnten noch mehrere derartiger Beispiele zitiert werden.

Sollten aber und müssten wir dereinst militärpolitisch gezwungen, ein Bündnis mit einem Partner abschliessen, so wird er uns auf unsere *Bündnisfähigkeit* hin prüfen. Dabei wird er sich die Ausrüstung der Armee anschauen und ebenso genau über den Stand unserer Ausbildung sich klar werden, alles Dinge, über die er schon in den Friedensjahren sich hinlänglich orientieren konnte. Auf Grund dieses seines Eindruckes wird er seine Bedingungen in dem Bündnispakt einstellen und diese werden für uns um so schwerer sein, je weniger wir demgegenüber an Kriegsgenügen in die Wagschale zu legen haben werden. Je geringer sein Vertrauen in den Stand unserer Kriegstüchtigkeit, unserer Führung und Truppe, wie in denjenigen der Ausbildung ist, desto mehr wird er sich veranlasst sehen, in unsere Armee und deren Verwendbarkeit einzugreifen. Je mehr Material, z. B. an schweren Geschützen, Tanks, Fliegerabwehr, er uns zur Verfügung stellen muss, desto mehr wird er sich berechtigt fühlen, über deren Verwendung selber zu entscheiden und in unsere Kommandoverhältnisse nach und nach sich einzumischen, bis wir zuletzt zu seinem militärischen Vasallen herabsinken, wie zur Zeit der Napoleonischen Feldzüge oder der Helvetik. Man lese nur einmal über jene Verhältnisse die Literatur oder jene tief beschämenden Militärverträge nach, die mahnend auf uns einwirken müssen (z. B. Strickler, Helvetische Akten).

Wir müssen daher aus diesem Grunde für die Ausgestaltung unseres Heerwesens besorgt sein, damit dieses einen derartigen militärischen Wert hat, dass es für unsere *Bündnisfähigkeit* nicht nur überhaupt in Frage kommt, sondern von einem entscheidenden Gewicht ist.

Auch da wird wieder im Vordergrund der Beurteilung des Heeres dessen durch *Schulung* und *Ausrüstung* erreichter Kriegswert sein.

Wie die Geschichte nicht nur unseres, sondern auch anderer Staatswesen lehrt, muss jede Frage eines Bündnisses mit gröss-

ter Vorsicht behandelt werden, denn auch hier spielt der «sacro egoismo» eine grosse Rolle.

Während bei den technisch relativ einfachen Verhältnissen der Vorkriegsheere die Möglichkeit, auf dem Wege des Milizheeres zu einem Kriegsgenügen zu kommen, unbedingt ohne weiteres bejaht werden konnte, muss, bevor auf die Frage des Wie im Rahmen des Milizheeres das Kriegsgenügen erreicht werden kann, die Antwort erteilt wird, untersucht werden, ob das Milizheer unter den modernen Anschauungen vom Wesen des Krieges imstande ist, die genügenden Grundlagen hiezu zu geben.

Während noch vor dem Kriege in den weitesten Kreisen der uns umliegenden Staaten der Glaube nicht vorhanden war, dass mit dem Milizsystem ein Kriegsgenügen erreicht werden könnte, haben die mannigfachen Improvisationen des Weltkrieges doch dazu geführt, dass man in allen Staaten sehr ernsthaft sich mit der Frage des Milizsystems befasst hat. Dabei möchten wir aber von vornherein hervorheben, dass zwischen den improvisierten «Heeren», wie sie alle Feldzüge immer wieder geboren haben, und dem Milizwesen doch noch wesentliche Unterschiede bestehen, die nicht ohne weiteres irgend einen Vergleich zulassen.

Andererseits müssen wir auch feststellen, dass kein Staat, der am Kriege teilgenommen hat, freiwillig in irgend einer Form zum Milizsystem übergegangen ist, im Gegenteil, dass sich die Stimmen aus diesen Kreisen immer mehr, die der Einführung des Milizwesens ablehnend gegenüberstehen. Wenn auch da und dort Ansätze zu einem Milizsystem gemacht werden, so würde es keiner der uns umstehenden Staaten wagen, zu einem Milizsystem überzugehen, ohne daneben nicht eine stehende Truppe zu haben. Frankreich hat sein Heereswesen derartig technisch ausgebaut, dass es ausgeschlossen erscheint, dass ein Milizsystem genügen könnte. Ebenso hat Italien sein Heer beibehalten, während eine parteimässig organisierte Miliz der Faschisten das Heer ergänzen soll. Belgien, das früher eine Miliz besass, mit der es 1914 keine guten Erfahrungen machte, ist zu einem mehr stehenden Heeressystem übergegangen. Deutschland, das in die Jacke eines Söldnerheeres mit langjähriger Dienstzeit eingezwängt ist, denkt nicht daran, etwa ein neues Milizheer zu schaffen, sondern seine Auffassung geht dahin, starke Stämme insbesondere von stehenden Cadres und Truppen zu besetzen, in welche allerdings Mannschaften mit einer kürzeren Ausbildungszeit (nicht unter 6 Monaten), wohl im Verhältnis von 1:2 oder 1:3, eingeschachtelt wurden. Also ein gemischtes System, das einzuführen demjenigen von Holland und Schweden am meisten ähnlich sein dürfte.

Vor kurzer Zeit hat in einer bedeutungsvollen Abhandlung *Günter Nickolaus**) zu der Milizfrage Stellung genommen. Das Buch ist sehr der Beachtung auch in unserem Lande wert, weil es in selten gründlicher Weise das gesamte Problem historisch erfasst und in kritischer Sichtung verarbeitet.

*) Die Milizfrage in Deutschland von 1848—1933. Junker und Dünnhaupt-Verlag, Berlin: Kriegsgeschichtliche Abt. im historischen Seminar der Friedrich-Wilhelmsuniversität. Die vier bis jetzt aus diesem Seminar erschienenen Schriften seien ihrer grossen Bedeutung wegen besonderer Beachtung empfohlen. Es dürfte hier nicht der Platz sein, diese bedeutungsvolle Arbeit in allen Details zu analysieren. Nur das wesentliche sei daraus hervorgehoben.

Das Milizsystem beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht und entbehrt im Gegensatz zum Rahmen- oder Cadreheer der ständigen Stäbe und des Rahmens von Berufssoldaten. Es erscheint uns diese Definition des Verfassers, dass er auf das grössere Gewicht, auf das Fehlen des ständigen Rahmens vorab von Cadres, dann auch der Truppe hinweist, und nicht das Hauptgewicht, wie man es auch bei uns zu tun beliebt, auf die Kürze der Ausbildung hin verlegt, durchaus richtig zu sein. Anhand dieser Definition werden nun die Beziehung von Miliz und Staatsverfassung und zum äussern und innern Frieden dargelegt, Probleme, die für unser Land durchaus klar gelöst sein dürften, so dass das Studium dieser Kapitel sich wohl auf die letzte Beziehung zum äussern Frieden für uns beschränken kann. Hier stossen die Gegensätze in dem Sinne aufeinander, dass die Anhänger des Milizsystems behaupten, dieses verlange den Frieden, da es für einen Angriffskrieg nicht zu gebrauchen sei, während die Gegner behaupten, dass das Fehlen einer stets bereiten Streitmacht im Milizstaate geradezu eine Herausforderung zum Angriffe sein könnte. Hier könnte ganz gut das Beispiel Belgiens oder zahlreiche aus den Revolutionskriegen, so der Angriff auf unser Land 1798 Platz finden.

Nebenbei darf wohl vom militärischen Standpunkt aus darauf hingewiesen werden, dass ein Wehrsystem, das keine taktische Offensive zulässt, niemals imstande sein wird, seine Aufgabe, den Schutz des Landes, zu erfüllen. Noch nie hat ein nur defensiv geführter Krieg zu einem guten Ende geführt. Der Weltkrieg hat gezeigt, wie zersetzend und zermürend die taktische Defensive auf jegliche Truppenmoral einwirkte und wie jeder Partner das Gesetz des Handelns in einer Offensive mit strategischem Ziele an sich zu reissen suchte. Dabei gedenken wir daran, dass gerade unsere ganze Geschichte zeigt, dass unsere Vorfahren immer den Angriff gesucht haben, die Defensive oder gar Belagerungen scheuten. Unser ganzes Volkstum neigt noch heute durchaus zum Angriff, und das zeigt sich ja so schön in unsern Manövern, wo der Angreifer immer — insbesondere in der Presse — der Sieger bleibt, wenn es auch faktisch ganz anders wäre. Die Pflege eines energischen Offensivgeistes ist durchaus erfreulich, sie darf aber nicht an der Waffenwirkung vorbeigehen, diese vernachlässigen, wie dies allüberall in unsern Kursen geschieht. Die Hekatomben der Verluste, die schon 1914 durch die Offensive à outrance von beiden Seiten in Geringschätzung feindlichen Feuers, insbesondere auch der Artillerie, gefordert wurden, stehen mahnend da. Unserm Heere und jedem Milizwehrwesen fehlen, da sofort das ganze Volk umfassend, der Ersatz insbesondere an Cadres, um auch nur einen derartigen Versuch machen zu können. Deutschland hat 1914 den besten Teil seiner aktiven Cadres geopfert, die ihm später bei der Neuauftellung von Truppen gefehlt haben. Als Kriegslehre wurde uns immer wieder gesagt, dass man gut einen Drittel der aktiven Offiziere hätte für die später aufzustellenden Ersatzformationen zurückhalten sollen. Auch wir müssen daran denken, dass der Offizierersatz in einem Milizheere wohl das schwierigste Kapitel des Ersatzproblems dar-

stellt. An dieses Problem zu denken, ist auch die Aufgabe einer neuen Wehrreform.

Im sechsten Kapitel «Miliz und Krieg» werden die kriegsgeschichtlichen Beispiele zusammengetragen, die für oder gegen die Miliz in Anspruch genommen werden könnten. Diese werden ebenfalls auf das Pro und Kontra hin genau analysiert und haben auch für uns den Wert von bedeutungsvollen Fingerzeigen. Davon seien einige erwähnt.

Washington, der Führer im amerikanischen Unabhängigkeitskriege, hat scharfe Urteile über das Ungenügen und Versagen der Milizen gefällt.

Der Krieg der Vendée zeigt deutlich, dass eine Miliz nur zur Defensive eines Landes taugt, aber zur Entscheidung nötigen Offensive untauglich ist und daher zuletzt erliegen muss. Ähnliches gilt für den spanischen Feldzug in bezug auf das Gelände, wobei bemerkt werden muss, dass die Grösse des spanischen Operationstheaters niemals mit dem unsrigen verglichen werden darf. Dabei bildet aber den Kern und Rückhalt für alle Operationen die festgefügte Armee Wellingtons. Genau entsprechend erging es mit dem Aufstand der Tiroler, er musste unterliegen.

Auch die Haltung der preussischen Landwehr von 1813/15 hält einer gesunden Kritik nicht Stand.

Der Sezessionskrieg bedarf der besonderen Beachtung, aber bei ihm bedürfen die besondern Bedingungen einlässlichen Studiums, da der Sezessionskrieg in vielen Dingen, wie wir schon 1915 in dieser Zeitschrift dargelegt haben, wohl als Vorläufer des Weltkrieges gelten kann. Wenn er auch im Beginne einen vollkommenen Milizcharakter aufwies, so festigten sich im Laufe der Jahre die Truppenkörper zu festgefühten Stämmen. Im Anfange stand jedenfalls den konföderierten Südstaaten ein hervorragendes Cadre, das aus den Grenzkriegen gegen Indianer und Mexiko Kriegserfahrung — ähnlich wie Frankreich und England aus den Kolonialkriegen — besass, zur Verfügung. Militärisch wurde der Krieg genau wie der Weltkrieg nicht entschieden. Die wirtschaftliche Abschnürung der Südstaaten, die eine ähnliche innere Zersetzung durch Hunger und Not des Volkes bedingte, beendete den Krieg wie 1918. Der Krieg selbst wurde — wie der Zug Shermans quer durch Georgien beweist — mit unerhörter Grausamkeit und rücksichtslos geführt.

Die Ueberlegenheit der geschulten und kriegserfahrenen Truppen, besonders der Führung, tritt nirgends so deutlich zu Tage wie in den Kämpfen 1870/71 gegen die Volksaufgebote Gambettas. Das Studium der Feldzüge an der Loire, von St. Quentin wie an andern Orten, ist in dieser Beziehung heute noch von bedeutungsvoller Erkenntnis, allerdings nur für den, der einer solchen Erkenntnis wissenschaftlich nachstrebt.

Auf die Unrichtigkeit, die Buren im Burenkrieg als Beispiel heranzuziehen, hat General Wille in mehrfachen Artikeln hingewiesen, er hat aber mit Nachdruck immer wieder betont, wie gefährlich die Ueberschätzung der Anfangserfolge der Buren war. Gerade bei ihnen zeigt es sich so deutlich, dass Hingebung und Vaterlandsliebe nicht imstande sind, die genügende Schulung und auch Ausrüstung eines gut geführten Heeres zu ersetzen, insbesondere da die nötige Disziplin nicht zu erreichen war. Zu einer entscheidenden Offensive fehlten dem Burenheer alle Qualitäten.

Gerade wenn ein Staat schon in den ersten Tagen eines politischen Konfliktes zu militärischen Aktionen gezwungen ist, machen sich die Mängel des Milizsystems auch deutlicher ersichtlich, als wenn ihm Zeit zum Zusammenschweissen der Einheiten gelassen wird. Dass ein Milizheer Mannszucht hat, wird nicht bestritten, aber ob es g e n ü g e n d — qualitativ und quantitativ — hat, um den Einflüssen der zersetzenden Einflüsse des Gefechts nicht zu erliegen, das ist die Frage. Diese Mannszucht hängt aber von der Dauer der Ausbildung ab. Wilhelm I.: 3 M o n a t e ! genügen, um einen Rekruten auszuexerzieren, aber einen Soldaten auszubilden getraue ich mir kaum innerhalb dreier Jahre ...

Das Milizsystem fordert daher im Kriege mehr Opfer an Zeit, Geld und Blut. Daneben wird darauf hingewiesen, dass neben der meist erhöhten grausamen Kriegsführung durch Milizheere die Ausbildung höherer Führer fast unmöglich — bei uns jedenfalls wenn nicht unmöglich, so doch äusserst schwierig — und zweifellos selbst auch bei der mittleren für die moderne Kriegsführung durchaus ungenügend ist.

Dabei ist natürlich die Gefahr bei einem Milizheer viel grösser, insbesondere in einem demokratischen Staatensystem, dass sich politische Einflüsse im Heer und in der Kriegsführung oft allzu stark in ungünstigem Sinne geltend machen. Speziell wird von den Gegnern des Milizsystems hervorgehoben, dass es durch das periodische Herausnehmen der Leute aus dem zivilen Beruf die Wirtschaft eines Landes empfindlich zu stören in der Lage sei, ein Vorwurf, der, wie die Erfahrung bei uns zeigt, nicht so ganz zu Unrecht erhoben wird.

Im 7. Kapitel werden Miliz und besondere Bedingungen, wie geographische Lage eines Landes, seine topographische Gestaltung, Grösse eines Staates, Neutralität und vorübergehende psychologische Einflüsse, abgewandelt. Dabei sei eine Bemerkung von der Goltz's hervorgehoben, der die Miliz nur da zugibt, «wo die natürliche Lage den Angriff durch eine schlagfertige Armee unmöglich macht». Derartige Verhältnisse müssen heute bei der vorgeschrittenen Technik wohl als ganz selten jedenfalls bei Binnenstaaten, schon eher bei Inselstaaten, als vorhanden bezeichnet werden. Die Bemerkung Millers, die sich mit Bismarck deckt, sei hervorgehoben, dass unsere Neutralität genau so viel wert wie die Bajonette ist.

Es wird auch festgestellt, dass das Milizsystem sowohl im Kriege wie auch im Frieden finanziell grössere Lasten aufbürdet als andere Heeresysteme.

Der III. Teil enthält die Behandlung des Milizsystems in Deutschland von 1919—1933, eine Frage, die naturgemäss in ihrem Pro und Kontra lebhaft diskutiert wurde, wobei besonders auf die Notwendigkeit einer langen Dienstzeit bei der weitgehenden Technisierung des Krieges hingewiesen wird.

Dabei wird bekanntlich immer mehr die Auffassung vertreten und in den Vordergrund der Diskussionen gestellt, dass man eine Kombination eines stehenden Kadreheeres mit einem allerdings genügend geschulten Milizheere finden müsse. Die Idee, die von Seeckt scharf herausgearbeitet worden ist, hat aber von verschiedenen Seiten ebenso entschieden Ablehnung erfahren und die Forderung der Kombination des alten Berufsheeres in Verbindung mit dem Volksheer erhoben.

In Frankreich hat sich gegen die Einführung des Milizheeres in scharfer Weise ein Anonymus «Pour l'armée française» gewandt. Von anderer Seite wird ein dem schweiz. analoges Milizheer verlangt, mit stehenden Kadres und stehendem Generalstabsoffizierskorps, zur Offensive wie zur Defensive geeignet. Damit weist man deutlich darauf hin, wo die Mängel im Milizsystem ebenfalls zu suchen sind — Stäbe und Kadres.

Dabei sei festgehalten, dass Jean Jaurès sechs Monate Ausbildungszeit vor dem Kriege, Renaudel und Paul-Boncour 8 Monate nach dem Kriege verlangten, dazu noch minimal 6 Wiederholungskurse à 4 Wochen.

Das sind die Forderungen der kriegserfahrenen Franzosen mit ihrer wissenschaftlichen kriegerischen Tradition und den steten Erfahrungen in den Kolonialkriegen, wovon bekanntlich beides bei uns nur vom Hörensagen bekannt ist.

Wie sehr uns im Ansehen des Auslandes auch militärisch die Genfer Ereignisse geschadet haben, mag man auf pag. 151 u. f. selber nachlesen.

Im grossen und ganzen wird neuerdings mehr (Soldan) oder minder scharf (Hesse) das reine Milizsystem abgelehnt, ebenso vom Verfasser, unter

Hervorhebung des Fehlens ständiger Rahmen und Stäbe, «dass bei freier Wahl des Wehrsystems die reine Miliz infolge ihrer grossen militärischen Mängel als Form einer künftigen Wehrmacht nicht mehr in Betracht komme».

Es ist klar, dass dieses Urteil, das leidenschaftslos und sachlich gefällt wird, auch bei uns eines tiefen Eindrucks nicht entbehren und uns nachdenklich stimmen muss.

Und doch mehren sich auch in Deutschland die Stimmen immer intensiver, die nach irgend einer Kombination des stehenden Rahmenheeres mit dem Milizsystem suchen, und in diesem Sinne wirken die Worte unseres Generals Wille, die er 1904 ausgesprochen hat, geradezu prophetisch.

«Jene männlichen Eigenschaften, ohne welche der Offizier undenkbar ist, können in unserer Zeit mit ihrem ratlosen Streben keine volle Befriedigung finden, wenn einer während einer grossen Reihe von Jahren immer gleich Rekruten abrichten oder exerzieren und reiten lassen muss. Bei aller Bewunderung vor der eigenen Pflichttreue des deutschen Offiziers und vor dem System, das alle zwingt, ihr bestes zu leisten, so gehört doch auch hierzu, oder richtiger vor allem hierzu, ein guter Grad Feusacré, das sich mit der Zeit verliert und das gleich verlöscht, wenn es nicht am Leben erhalten wird. Die Verminderung der Zahl der Berufsoffiziere unter den Leutnants und die vermehrte Ergänzung ihrer Tätigkeit durch eingezogene (sogen. Reserve-) Offiziere gewährt den älteren vermehrte, abwechslungsreichere und verantwortlichere Tätigkeit und beschleunigt das Avancement. Es dürfte auch angenommen werden, dass dadurch die Fühlung der Offizierskorps mit den übrigen Ständen vermehrt würde.

Alle diese Darlegungen wurzeln in unserer schon wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung, dass das Wehrwesen der Zukunft in den grossen Militärstaaten in der Diagonale liegt zwischen dem, was sie jetzt haben und unserem Milizsystem. In allem, was in der neuesten Zeit in diesen grossen Armeen die Gemüter bewegt, können wir nichts anderes erkennen, als dass sich dieser Wandlungsprozess durch die Macht der Verhältnisse vorzubereiten beginnt.»

Daher können auch wir für unser Heerwesen *den Glauben an die Durchführung eines auch den modernen Anforderungen an ein Kriegsgenügen entsprechenden Milizsystem nicht aufgeben*, sofern gewisse Bedingungen hiefür, die in der Technisierung des Kriegswesens, der dadurch bedingten bessern Ausbildung von Truppe *und* Führer, liegen, erfüllt werden.

Aber nur, wenn die damit notwendig verbundenen Opfer an Zeit und Geld vom Volke willig auf sich genommen werden, hat das Milizsystem die sichere Aussicht, im Ernstfalle die Probe aufs Exempel zu bestehen, andernfalls wird es bei den ersten

Schlägen zusammenbrechen, und die jammerbaren Verhältnisse von 1798 und den folgenden Jahren werden sich wiederholen oder vielleicht noch weit schlimmeres.

Die Stunde ist ernst, sie verlangt keine Halbheiten, sondern nur das Ganze, was ungetrübte und nicht selbstüberhebliche Sachkunde verlangen muss, wenn dabei auch nichts Vollkommenes erreicht werden kann, so doch etwas, das uns das in weiten, vorab sachverständigen Kreisen mangelnde Vertrauen wiedergeben kann, ruhig und sicher in die Zukunft blicken zu dürfen. Heute können wir das nicht.

Wie diese Ausbildung und Ausrüstung beschaffen sein soll, darüber sollen die nächsten Ausführungen orientieren.

Feldherrntum im Urteil unserer Zeit.

Von Oberst *Alfred von Wittich*, Salzburg.

I.

Jede Zeit hat ihre eigenen Prägungen und Denkformen, ihre zielbedingten Erkenntnisse und Ideale, Grundsätze und Massstäbe sowie — Einseitigkeiten und Vorurteile. Sie hat ihre besondere Kriegstheorie, ihre besonderen Ansichten über Heerwesen, Kriegstechnik, Taktik, Strategie, Politik und damit auch über Feldherrngrösse.

Trotz ausgeprägtem historischen Sinn und starker psychologischer Verbrämung ist unsere Betrachtungsweise wohl im Kern eine mathematisch-naturwissenschaftliche, die nach Kausalität — Verknüpfung von Ursache und Wirkung — und Gesetzmässigkeit verlangt. Aber sie ist schon deutlich in einer Umformung begriffen, wie denn überhaupt unsere Epoche auf den grossen Lebensgebieten, ungeachtet aller technischen Hochleistungen, unbefriedigt von dem Gewordenen, ungestüm nach neuen Lebensinhalten sucht. Jede ringende Zeit braucht aber Optimismus, Begeisterung, grosszügige, zukunftsgestaltende Tatfreude, rücksichtsloses Wollen und festen Glauben an die Macht der Persönlichkeit. Unserer Betrachtungsweise, in der sich so wissenschaftlicher Geist und kühle Verstandesschärfe mit einem keine Grenzen anerkennenden Willensdrang verbinden, mangelt es jedoch trotzdem häufig an sicherem *Feingefühl* für die grossen geschichtlichen Lebensvorgänge — und zu diesen gehört auch der Krieg —, an Verständnis für *geniale* Menschengrösse, sowie an Sinn für das Unerklärliche und Geheimnisvolle im Weltgeschehen. Besonders mit letzterem weiss gemeinhin weder unsere «reine» noch unsere «praktische» Vernunft etwas Rechtes anzufangen, übersieht es daher bewusst